

Die große Chance der Universität Düsseldorf — Aufbau mit neuen Zielen, wurzelnd in der Tradition

KARLHEINZ WELKENS

Hat die Aufbau-Universität Düsseldorf eine Chance, sich in dieser Zeit stürmischer Entwicklungen zu behaupten? Mehr als ein paar nachdenkliche Anmerkungen – im Rahmen dieses Jahrbuches – kann ich als Freund und Förderer (mit der Feder) zu diesem Thema nicht geben, das sicherlich Stoff für einen „Wälzer“ abgäbe. Um es vorweg zu sagen: Die aus der Tradition einer Medizinischen Akademie vor nun beinahe zehn Jahren entwickelte Universität der Landeshauptstadt hat ihre ganz spezielle Chance, im Orchester der Wissenschaften unüberhörbar mitzuspielen. Eine Chance, die allerdings nicht ohne Mühe zu ergreifen und zu nutzen ist.

Es ist vielleicht der große Irrtum dieser Zeit zu glauben, mit politischen (lies gesetzgeberischen) Maßnahmen ließen sich die meisten Probleme auch in den Hochschulen lösen. Das unter Schmerzen geborene Landeshochschulgesetz beweist, daß Satzungen und Vorschriften, Paragraphen, Mehrheiten, Prioritäten, Gremien und wie die Institutionen und Regeln sonst noch heißen mögen, bestenfalls eine Basis des Handelns bilden. Eine Art Betriebsvorschrift für den Umgang untereinander und miteinander, der – so haben die Beratungen im Satzungskonvent der Universität zur Genüge demonstriert – durchaus noch ungeordnet ist, kann nicht das ersetzen, was man als Geist, Gesinnung, Einstellung, Haltung oder wie auch immer bezeichnet. Die Flucht in die Gesetze zeigt, so scheint es dem Außenstehenden, daß dem Geistigen nicht mehr allzuviel zugetraut wird; es soll möglichst alles geregelt werden, damit man sich bei „Verstößen“ auf die Vorschriften berufen kann.

„Niemandem schaden“ ist eine der klassischen Forderungen der griechischen Medizinväter, die auch auf unsere Tage überliefert wurde und bereits im Hippokratischen Eid erscheint. In diesem Wort, das heute im massenhaften Ringen um Positionen, Pöstchen, Gehälter, Pfründe, Pensionen und Titel verblaßt ist, liegt etwas von dem Auftrag der Hohen Schulen. Niemandem schaden, das heißt doch, fair sein gegen jedermann, die Spielregeln beachten, jedem seine Chance geben, damit man selbst die seine behält, fair denken und handeln. Wird solches Wissen um die Gründe unserer Existenz im Riesenbetrieb einer modernen Universität nicht verschüttet, irgendwo am Rande mitbehandelt? Ist es nicht so, daß auch die junge Universität Düsseldorf schon zu einer

Art Ausbildungsmaschine für jene Glücklichen geworden ist, die nach dem Examen schnell eine gut dotierte Position erobern wollen – wobei gut dotiert in manchen Berufszweigen auch mit „Sicherheit“ gleichgesetzt werden kann?

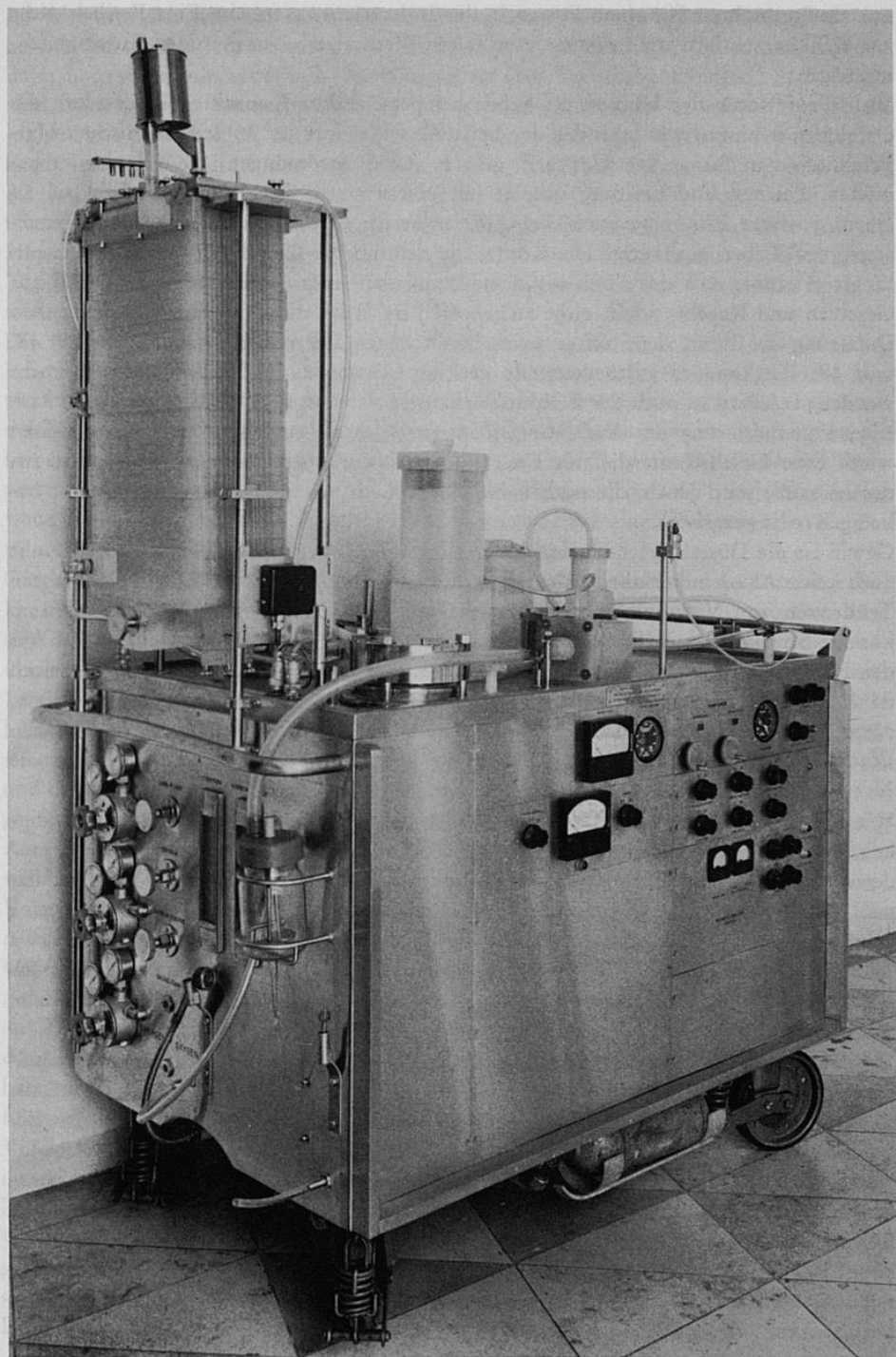
Eine der großen Chancen der Alma mater der Landeshauptstadt liegt sicherlich darin, diese großen Grundfragen aufzunehmen, zu diskutieren, lebendig zu machen. Zufällig kommt auch die Zeit solchen Bestrebungen entgegen. Im Schatten der jüngsten Ölkrise, die eine weltweite wirtschaftliche Stagnation einzuläuten scheint, wurde jener Wunderglaube gebremst, es gäbe einen unendlichen, unaufhaltsamen Fortschritt auf allen Gebieten des menschlichen Geistes. Geschockt von unverhoffter Armut, beginnen die Menschen nachzudenken. Wie läßt sich das Leben eines 30jährigen ertragen, der aus einer hochbezahlten Position plötzlich „auf die Straße gesetzt wurde“, wenn solch ein Betriebswirt oder Soziologe, Jurist oder Sozialpädagoge, Philologe oder Chemiker nicht auf der Universität mit jenen Kräften des Charakters ausgestattet worden ist, die auch in Krisen sich bewähren.

Gegenüber einer sozusagen vorprogrammierten Karriere bei einer Behörde nimmt sich der Weg eines Studenten von der Immatrikulation bis zur Prüfung oder gar Hochschullehrerlaufbahn wie ein mit lauter Hindernissen gepflasterter Weg aus. Die Universität Düsseldorf macht da keine Ausnahme, sie steht ja in den Bindungen. Zunächst: Ist die Eroberung eines Studienplatzes über die sogenannte Zentralvermittlungsstelle nicht ein Puzzlespiel? Angesichts der rapiden Verknappung von Studienplätzen wurden die Anforderungen immer höher geschraubt. Die Mehrfachbelegung führte dazu, daß anderswo kostbare Plätze frei bleiben. Ein Jahr und mehr verbringt der Student damit, um sich zu orientieren. Zwar wird ihm im Fachbereich Hilfe zuteil bei den Beratern, aber wenn er von persönlichen Konflikten, Kontaktproblemen, Examensängsten, Arbeitsstörungen und anderen Sorgen geplagt wird, versagt der Service. Die psychohygienische Beratungsstelle ist noch nicht endgültig besetzt.

Gelingt dem Studenten der Einstieg, findet er Doktorvater und Prüfer, macht er nach einigen Jahren sein Examen, dann steht er vor der persönlichen Entscheidung, ob ihm die Universität zeitlebens einen Arbeitsplatz bieten kann. Die meisten haben andere Ziele, die Hochschulen könnten die Massen der Absolventen ja auch gar nicht aufnehmen. Aber auch diejenigen, die sich für den dornigen Weg einer Hochschullaufbahn aus Begabung und Neigung eignen würden, schrecken vielfach zurück.

In vielen Reden hat der Rektor Professor WILHELM LOCHNER seine Besorgnis kundgetan, daß unter den obwaltenden Umständen der begabte Nachwuchs keine ausreichenden Chancen mehr an den Universitäten finden könnte. Das Gerangel um Reformen, die jahrelange – mit Demonstrationen und Aktionen verbundene – Unruhe haben nicht nur am Image der Hochschulen gezehrt, es wurde auch Unsicherheit im Inneren verbreitet. Professor LOCHNER meinte, die Hochschulen müßten sich die innere Freiheit, Stabilität und Attraktivität bewahren, um auch junge Leute – nicht

Herz-Lungen-Maschine „Mayo-Gibbon“. Die erste Maschine dieser Art in Europa, die dritte ▷ in der Welt, die von Oktober 1958 bis 1971 für 649 Herzoperationen in der Düsseldorfer Chirurgischen Universitätsklinik unter Professor Dr. Dr. med. Dr. med. h.c. DERRA Verwendung fand. Sie steht heute als Dauerleihgabe der Universität Düsseldorf (Medizinische Einrichtungen) im Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt. (Foto Heinz E. Hassfurter, Ingolstadt)



nur als Sprungbrett für einen Posten in der Industrie – zu fesseln. Eine Freiheit nicht zur Willkür, sondern zur Leistung, zum fairen Wettbewerb, zur geistigen Auseinandersetzung.

Viele Professoren der Universität haben bei persönlichen Kontakten in Ländern des Ostblocks erfahren, wie lebendig der Leistungswille dort ist. In amerikanischen Universitäten von Rang, wie Harvard, gibt es starke Strömungen, die sich darum bemühen, Fairneß und Leistung vereint mit einem neuen Inhalt zu versehen, sie zu einem geistigen Motor zu entwickeln, der nicht schon nach 20 000 Kilometern kurzatmig sein Leben aushaucht. Die Köpfe, die sich um die Erneuerung bemühen, haben längst erkannt, daß das Heil aus dem Technischen und Organisatorischen (lies aus Gesetzen und Regeln) allein nicht zu erhoffen ist. Auch nicht mit einer ausreichenden Dotierung des Etats, denn unter welch bescheidenen äußeren Umständen sind im 18. und 19. Jahrhundert weltbedeutende geistige Leistungen in Deutschland vollbracht worden! Insofern ist auch der Zeitpunkt abzusehen, wann der Ruf der Studenten nach einer Dynamisierung der Ausbildungsförderung sich als eine Art Bumerang erweisen wird. Eine Gesellschaft, die mit einer kürzer gewordenen Decke alle Gruppen zu decken muß, wird jenen, die noch keine eigene Leistung vorzeigen können, nicht beliebig Kredit gewähren.

Gewiß ist die Düsseldorfer Hochschule mit ihren 6000 Studenten zu diesem Zeitpunkt noch keine Akademikerfabrik, aber die von den Professoren und Studenten beklagten Tendenzen zur Verschulung sind allenthalben spürbar. Aus Mangel an Spielraum können sich Fächer wie die Sozialwissenschaften nur ungenügend entfalten, und ob aus den Projekten der Pharmazie und Leibeserziehung/Sport jemals etwas wird, steht noch dahin. So bleibt denn der Universität mit ihren vorhandenen Fakultäten der Medizin, Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften vornehmlich die Aufgabe, auf strikten Pfaden Lehrer, Ärzte und Naturwissenschaftler auszubilden. Jahrelang mußten die Naturwissenschaftler Hebammendienste leisten.

Wie kommt es eigentlich, daß die Hochschulen, die immer wieder um ihre Selbständigkeit und Freiheit gekämpft haben, in mancher Beziehung auch heute noch hinter anderen Gesellschaftsbereichen weit zurückbleiben? Ein junger Mann mit Examen, der gern in seinem Institut oder seiner Klinik weiterarbeiten möchte, braucht schon eine gehörige Portion Idealismus und Mut dazu. Denn sein Weg ist, ganz anders als etwa der vorprogrammierte Aufstieg bei den meisten Behörden, mit Steinen besät. Ich glaube, auch eine solche Chronik ist der richtige Ort, um sich einmal klar zu machen, wo die von Professor LOCHNER zitierten Gefahren auch liegen.

Die jüngeren Leute aus der wissenschaftlichen Kernmannschaft – nicht nur in Düsseldorf, das ist überall so – dringen schließlich in eine Stellung vor, die mit der Konstruktion „Beamte auf Widerruf“ ungemein sinnvoll gekennzeichnet worden ist. Beamte, das sind im gewöhnlichen Verständnis Staatsdiener, die zeitlebens dem Gemeinwesen ihre Kräfte opfern und dafür durch einen (nicht selten überschätzten) Pensionsanspruch sichergestellt werden. Ist es also schon dem Sinn nach fraglich, wenn man die Beamteneigenschaft mit dem Etikett „auf Widerruf“ versieht, so ist die Anwendung dieser Bestimmungen auf die in Frage kommenden Nachwuchswissenschaftler nicht selten von höchst fataler Auswirkung. Im allgemeinen muß ihr befristeter Vertrag in kurzen Abständen – ein oder zwei Jahre – verlängert werden.

Ist solch eine Position auf Abruf für einen Familienvater mit mehreren Kindern, der bereits auf die 40 Jahre zugeht, wohl überhaupt attraktiv? Wer Glück und Können dazu hat, sucht sich außerhalb der Hochschule eine berufliche Existenz. „*Ich bin es satt, immer wieder um meine Neuanstellung praktisch betteln zu müssen*“, sagte ein junger Arzt unverhohlen, als er sich für einen Posten in einer anderen Stadt entschieden hatte. Eine große Klinik der Universität konnte ihm keine Lebensstellung offerieren, die interessanten Positionen waren auf Jahre hinaus besetzt. Als Arzt hatte er die Chance, die Leitung einer Krankenhausabteilung zu übernehmen. Was aber soll ein Herzspezialist aus der Chirurgie machen, wenn er in seiner Klinik keine befriedigende Tätigkeit mehr findet? Er muß praktisch warten, bis er etwas findet oder sein Spezialwissen aufgeben.

Die Auswirkungen dieser ungenügenden Variationsmöglichkeit beruflicher Entfaltung innerhalb der Hochschulen sind gravierend. Den Kliniken, Instituten und Laboratorien werden Talente entzogen. Auch in der Lehre geht sicherlich manche Kraft verloren, wenn der Nachwuchsmann nicht bereits habilitiert ist und damit den Kontakt zur Hochschule beibehält. Sicherlich noch dramatischer ist es im Einzelfall, wenn die Patienten ihren vertrauten Arzt verlieren. Zuweilen läßt es sich einrichten, daß der junge Mediziner, wenn die Entfernung nicht allzu groß ist, wenigstens für eine Übergangszeit die Beratung der Klienten beibehält. Aber dies sind Ausnahmen.

Gewiß, Anfänge für die Schaffung eines sogenannten Mittelbaues sind gemacht worden. Die Wissenschaftlichen Räte und Professoren, Abteilungsleiter, Akademischen Räte und andere neugeschaffene Positionen bedeuten einen Fortschritt. Gerade die Universität Düsseldorf war seit den Tagen von Professor ERNST DERRA ein besonderes Vorbild auch in der Aufteilung von Aufgabengebieten in großen Kliniken. Wie DERRA aus der Chirurgie die Neurochirurgie, Urologie und Anästhesiologie als selbständige Gebilde sozusagen herauswachsen ließ, so bieten die Westdeutsche Kieferklinik und die Kinderklinik neben anderen Institutionen Beispiele für die Auffächerung allzu großer Strukturen, die einmal das Kennzeichen der „Ordinarien-Universität“ waren. Aber ist damit genug geleistet? Wenn ein junger Arzt seine Klinik in der Hochschule verläßt, um Chef an einem Allgemeinkrankenhaus zu werden, dann ist dies ein anderer Vorgang, als wenn ein Chemiker aus der Firma X in die Firma Y überwechselt. Die Aufgaben eines Chemikers in der Industrie sind ähnlicher Natur. Völlig anders ist es, wenn der Chemiker ein Universitäts-Institut verläßt. Der Chef hat einen bestimmten Arbeitskreis mit festgelegten Themen. Wenn einer aus dem Team aussteigt, bedeutet das Hemmung, Probleme, Zeitverlust. Bei einem Mediziner kommt noch hinzu, daß die Aufgabenstellung völlig verändert ist. Welcher leitende Arzt an einer großen Klinik hätte denn Zeit, die an der Hochschule begonnene Forschung intensiv genug weiterzuführen?

Vielleicht liegt es an der überlieferten, unangreifbaren Selbständigkeit der Hochschulen, daß sich in ihrem Innern Strukturen erhalten haben, die nach den Maßstäben dieser Zeit nicht nur überholt, sondern sogar geradezu selbstmörderisch sind. Es darf nicht verwundern, wenn der Staat sich immer mehr Vollmachten anmaßt, weil die Hochschulen aus eigener Kraft kaum eine Reform voranbringen. Verständlich: Die Freisetzung der vorher strikt gebundenen Kräfte verschiedener Gruppen kam zu plötzlich. Die Leidensgeschichte des Düsseldorfer Satzungskonvents mit seinen Irrungen und Wir-

rungen liefert ein Musterbeispiel dafür, daß in der Eile am Schluß nur Kompromisse verklebt werden können.

Wäre es nicht die große Chance der Universität Düsseldorf, an der geistigen Erneuerung und an der Begründung praktikabler Organisationsformen – Stichwort: mehr Chancen für den Nachwuchs – mitzuarbeiten und dafür alle Kräfte einzusetzen? Nicht überstimmen, sondern durch Leistung überzeugen, Partner gewinnen, das ist der Weg in die Zukunft. Denn auch für alle geplanten neuen Institutionen, für Fachbereiche, Institute und den Konvent gilt es nach allen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit einzusehen, daß ein kurzatmiger „Abstimmungssieg“ über andere Gruppen im Augenblick vielleicht ein Triumphgefühl auslösen mag, doch auf lange Sicht müssen sich alle sagen, daß Forschung, Lehre und Klinik nur in Stetigkeit und Ruhe gedeihen können. Natürlich nicht in der Ruhe der Friedhöfe, sondern in der geistigen Ruhe und Entspannung, die nach all der Verkrampfung der letzten Jahre bitter nötig ist.

Wo anders wären die Möglichkeiten größer als an einer Aufbau-Universität? Die räumliche Gestaltung ist ja nur ein Gerippe, die neuen Gebäude sind der Schauplatz der geistigen Auseinandersetzung. Und sie entscheidet, nicht die Ausstattung mit komfortablen Geräten und Hilfsmitteln, die den vorigen Generationen als Handwerkszeug noch völlig unbekannt waren. DERRA hat, eingedenk der Grenzen humanen Handelns, einmal davor gewarnt, einen schwerkranken Menschen mit aller chirurgischen Kunst so zu verstümmeln, daß er nur noch eine Schatten-Existenz als Kunstkrüppel führen kann. Ein bloßer Technokrat würde in Zukunft ganz nach Belieben in das Ersatzteillager der Prothetik-Ingenieure greifen, um alle – auch die absurdesten – Wünsche einschließlich eines „Herzens“ aus Kunststoff zu befriedigen. Die Gen-Manipulation der Humangenetiker, atomare Spielereien der Physiker oder Vernichtungswaffen chemischer Herkunft – willkürlich genannt – sind schließlich ja nur möglich, weil die betreffenden Spezialisten sich auf einer Hochschule das Wissen dafür angeeignet haben.

Es heißt nicht, auf der Gefühlsorgel Untergangsmelodien anzustimmen, wenn der kritische Beobachter feststellt, daß hier sich ein ungeheures Defizit auftut. Das Defizit zwischen dem technisch Machbaren und dem moralisch zu Verantwortenden. So fordern die Studenten – und nicht nur die linken Gruppen – eine Kontrolle der Forschungsprogramme. Schließlich wäre es in Zeiten der Not und Armut denkbar, daß interessierte Kreise sich die Intelligenz eines Forscherteams für ihre Zwecke nutzbar machen wollten.

Man möchte der Universität Düsseldorf wünschen, daß sie kräftig an den geistigen Entscheidungsprozessen dieser Zeit mitwirken kann. Die Tradition der Hochschule, gerade über ein halbes Jahrhundert reichend, bietet für solche Leistungen ein gutes Fundament. Schon von den Anfängen her: Bürger, Studenten und Hochschullehrer waren es, die die Errichtung einer Medizinischen Akademie – in einer beispielhaften Zusammenarbeit der „Gruppen“ – in den Anfängen der 20er Jahre zuwegebrachten. Eher still wuchs aus einem bescheidenen akademischen Pflänzchen, das zunächst kaum mehr als ein Anhängsel der Städtischen Krankenanstalten Düsseldorf war, eine Ausbildungsstätte, die mit Namen wie SCHLOSSMANN, VON HABERER, KIKUTH, HÄUPL, SCHREUS und CUSTODIS – neben den bereits genannten Lehrern – in der Wissenschaft eine geachtete Stellung eroberte. Es wurde eine Medizinerschule unter-

halten, aus der Generationen von tüchtigen Ärzten hervorgingen. Wer aus Düsseldorf kam, fand auch nach dem Zweiten Weltkrieg offene Türen vor, denn es war bekannt, daß hier den Examenskandidaten nichts geschenkt wurde. Kein Wunder, daß fast jeder der heute amtierenden Ordinarien auf Schüler in Chefpositionen verweisen kann. Als der damalige Kultusminister Professor PAUL MIKAT 1965 die Universität aus der Taufe hob, war noch nicht abzusehen, wie schnell sich die Szenerie ändern würde. In wenigen Jahren wurde das riesige Freigelände in Stoffeln mit großen Bauten besetzt, weitere Riesenkomplexe für die Naturwissenschaften sehen ihrer Vollendung entgegen. Man spricht heute von 8000 bis 10000 Studenten, das sind zehnmal soviel wie noch vor wenigen Jahren. Längst haben die Philosophiestudenten die Mediziner, die seit Jahren weit vorn lagen, überflügelt. Nur wenige Fächer sind für alle offen.

Die vom Staat geplante und installierte Universität Düsseldorf, kann sie auch mit 10000 Studenten ihre Chance wahren, kann sie ihren eigenen Beitrag zur Reform der Hochschulen – geistig-innen und technisch-strukturell – leisten?

Nicht die baulichen Gegebenheiten, die den modernsten Maßstäben entsprechen, die Menschen, die in diesen Instituten arbeiten, sind es, die darüber entscheiden werden, ob sich in Düsseldorf eine Massenausbildungsanstalt etabliert oder eine Hochschule mit eigenem Profil. Das wichtigste Element in diesem Prozeß der Selbstgestaltung sind die Dozenten. Qualifizierte Forscher sind, eine Binsenweisheit, nur unter günstigen Bedingungen auf Dauer zu binden. Hier zeichnen sich Gefahren ab: Wird die wirtschaftlich erzwungene Sparsamkeit eines Tages zum Hemmschuh? Ein Historiker, der auf das Rückgrat einer umfangreichen Bibliothek mit Fachliteratur verzichten muß, wird früher oder später sich anderswo niederlassen. Und ein Sozialwissenschaftler, dem die Kontakte zu verwandten Disziplinen fehlen, wird kaum ein Angebot aus einer voll entwickelten Hochschule abschlagen.

Die Chancen der Düsseldorfer Universität stehen nicht schlecht, wenn die Weichen richtig gestellt werden. Der Zug fährt.

MEDIZINTECHNIK

DRESCHER

Arzt- u. Krankenhausbedarf · Sanitätshäuser
Importabteilung med. Spezialerzeugnisse

Johannes Drescher KG
4000 Düsseldorf
Klosterstraße 20
Fernruf (02 11) *35 10 01